

Umschau

Humanismus und Gnade

Zur 3. Studienwoche der Katholischen Intellektuellen in Paris 7.—14. Mai 1950

Zum dritten Male hatte die geistige Welt des französischen Katholizismus zu einer Studienwoche eingeladen. Im Jahre 1948 hatte diese „Woche der katholischen Intellektuellen“ als Gesamthema gewählt: „Die Intellektuellen vor der Liebe Christi.“ Damals hatte man nur ganz wenige Deutsche eingeladen. Romano Guardini war der Erste, und man darf es wohl heute verraten, daß es sein italienischer Name war, der seine Wahl wesentlich mitbestimmte. Man war sich noch nicht klar, wie die Pariser Öffentlichkeit auf einen Deutschen „reagieren“ würde. Bei diesem Namen würde der berühmte „Mann von der Straße“ nicht sogleich ahnen, um was es ging. Wenn aber Guardini dann dastehe und spräche, so würde man, das hoffte man zuversichtlich, ihm Ohr und Herz willig öffnen, und dann wäre für immer die Bresche geschlagen.

So erzählte uns Mme. Jeanne Ancelet-Hustache beim Kölner Domfest, und daß sie es dann als Präsidentin jener Sitzung in einer blitzschnellen, gar nicht vorbedachten „Überlegung“ gewagt habe, die Zuhörer zu bitten, Guardini möchte einige Worte auf deutsch an sie richten, damit diese Sprache, die sie so lange als die Sprache todbringenden Schreckens vernommen hätten, nun Worte brüderlicher Liebe in Christus zu ihnen brächte. Guardini folgte ihr (man kann sich seine innere Bewegung denken!). Und — das Wagnis, einem liebenden und feurigen Herzen entsprungen, gelang. Der ganze Saal spendete Beifall, der sich nach der meisterlichen Rede Guardinis noch stärker wiederholte.

Seitdem haben die Deutschen Heimatrecht auf dieser Woche.

Das Thema des folgenden Jahres hieß: „Glaube an Christus und die Welt von heute.“ Auch damals waren Deut-

sche da: Guardini, Robert Grosche, Walter Dirks, Otto Roegele. Vielleicht noch einige andere. Alles verlief zur allgemeinen Zufriedenheit.

In diesem Jahre sollte das Thema lauten „Natur und Gnade“. In letzter Stunde wurde es etwas umgeformt: „L'humanisme et la grâce.“¹ Warum? Dachte man an die Fülle, die dem Worte Humanismus im Französischen innewohnt, wo es wirklich umfängt, was des Menschen ist? Oder an jene Schrift von Jean-Paul Sartre: „Ist der Existentialismus ein Humanismus?“

Es war also im Grunde ein altes Thema, neu gestellt nach den Erfahrungen und Forschungen der letzten Jahrzehnte. Was hat die Vorgeschichte uns vom Menschen gelehrt? Was hat uns die Psychoanalyse an neuen Erkenntnissen gebracht? Was zeigen uns die Ergebnisse des Maschinenzeitalters? Was hat uns die jüngste Vergangenheit enthüllt von den „Möglichkeiten“ des Menschen, nicht eines einzelnen, sondern vieler, an zerstörenden Kräften? Und was ist all dem gegenüber die Reaktion derer gewesen, die sich Christen nennen? Welche Kraft kann man der Gnade nach unseren Erfahrungen zutrauen?

Es war also der Mensch, der im Mittelpunkt von allem stand. (Die Vorgeschichte wurde nur gelegentlich gestreift.) Durch die Vorträge über die Ergebnisse der Psychoanalyse und der Biologie wurde gewissermaßen sein Wesen erweitert.

Aber dieser Mensch, der aus dem Tierreich sich heraushebt, der in ganz besonderer, mannigfaltiger und doch gleicher Art gebildet ist, steht nicht im luftleeren Raum. Er ist den Einflüssen seiner Umgebung ausgesetzt, er lebt heute im Zeitalter der Maschine, der Vermassung, des Drucks von allen Seiten durch Wirtschaft, Gesellschaft,

¹ Unter diesem Titel sind die Vorträge und Diskussionsbeiträge dieser Woche soeben bei Pierre Horay, Editions de Flore, Paris, im Druck erschienen (224 S., frs 300).

Staat. Wenn er schon gebunden ist durch seine physische und psychische Veranlagung, ist er es nicht noch viel mehr durch den Druck von allen Seiten in dieser „Zeit der Idole, Zeit der Verachtung“, wie das Thema am ersten Abend hieß, auf dem Romano Guardini über Wesen und Gewalt der Mythen in alter und neuer Zeit sprach?

Kann in all dem noch die Rede sein von Freiheit, die doch als zum Wesen des Menschen untrennbar hinzugehörig erklärt wird? Ist in einer solchen Zeit noch die Bildung einer eigenen Persönlichkeit möglich?

Damit war an eine der Fragen gerührt, die gerade vom Existentialismus her gestellt werden mußte. Aber es war doch noch nicht die eigentliche Frage der Woche. Am 5. Abend, also auf dem Scheitelpunkt der Woche wurde sie formuliert: „Der Held und der Heilige.“ Was besagen die beiden Begriffe? In welchem Verhältnis stehen sie zueinander? Decken sie sich, überschneiden sie sich? Schließen sie einander aus?

Bei der Definition des Helden wurde sichtbar, daß — vielleicht unbewußt — ein bestimmtes Bild des Menschen als Leitbild über allen Verträgen schwebte, die trotz des gemeinsamen Themas der ganzen Woche jedem volle Freiheit und Verantwortlichkeit ließen. Es war das klassische Bild des Menschen, der, im Vollbesitz seiner Fähigkeiten, diese nach allen Seiten frei entfalten kann. Held ist demnach der, der diese Kräfte allem Widerstand zum Trotz in hervorragender Weise wirksam macht. Diesem Begriff des Helden, der sich im Natürlichen vollendet, ist als Wesensmerkmal der Glanz, das Weithinsichtbarwerden, das Überwältigende eigen. — Es schien, als ob eine andere Definition des Helden: der Held des Leidens, der in der Stille, der Erniedrigung ausharrt, gar nicht gesehen würde.

Unwillkürlich dachte der deutsche Zuhörer an so manche Gestalt der jüngsten deutschen Vergangenheit, aber auch

früherer Zeiten. Sollte Frankreich dies Heldentum nicht kennen?

Wahrlich, es war ihm wohlbekannt, ja, es stand an diesen Abenden in erschütternder Weise vor uns: Menschen, die im Konzentrationslager gewesen und die doch frei von Haß, von Rachegefühlen waren, ja, die den Deutschen die Hand ohne jede große Geste entgegenstreckten.

Aber man nannte dies nicht mehr Heldentum, sondern hier leuchtete der andere Begriff auf: der Heilige. Hier war der Punkt, wo man die Wirkung der Gnade mit bezwingender Deutlichkeit erkannte. Der Heilige, der nicht mehr innerhalb des bloß Menschlichen bleibt, sondern darüber hinausragt. Jean Cayrol, der zwei Jahre in Mauthausen zugebracht hat, rief das Beispiel des P. Jacques de Jésus wach und, noch verehrungsvoller, das eines Wiener Priesters, Gruber, der wirklich und wahrhaftig ein Heiliger gewesen sei in all der unaussprechlichen Erniedrigung dieses Lagers! Daß er den Deutschen zuerst nannte, wie er selbst dastand und sprach (und nachher im persönlichen Gespräch) — das war von einer unbeschreiblichen Eindruckskraft. Mehr noch als bei einem Redner des vorhergehenden Tages Michel Legaut, eines berühmten Mathematikers, der seinen Lehrstuhl im Stich ließ, um in einem einsamen Alpendorf ein Leben des Beispiels zu leben.

Dies Bild des Heiligen wurde nach zwei Seiten hin ausgeweitet. Einmal stand ihm der andere Typ gegenüber, der „kanonisierbare“ Heilige, der wie der Held weithin Leuchtende, Wunderbare. (Aber eben nicht wie der Held sich selbst vollendend, sondern aus der Gnade empfangend, ohne sein Zutun.) Bei diesen, landläufig als Heiligen bekannten Typ meldete sich Widerspruch an: nicht nur, daß seine alleinige Gültigkeit bestritten wurde — Robert Morel, von dem bei uns in Deutschland in der letzten Zeit so oft geredet wurde, ging soweit zu erklären, daß alles Ungewöhnliche im Le-

ben der Heiligen nur entstellende Zutat einer falsch verstandenen Hagiographie sei, sondern diesem Typ wurde der Heilige der Niedrigkeit als der Heilige unserer Tage gegenübergestellt. Aber wiederum nicht nur solche Gestalten wie die genannten KZ-Priester (die man doch sicherlich nach altem Sprachgebrauch unter die kanonisierbaren Heiligen zählen kann), sondern nach der Richtung des „Schnapspriesters“ in Graham Greenes Roman „Die Macht und die Herrlichkeit“, der das Niedrige nicht überwinde, oder wenigstens nur zum Teil, der aber in seiner Selbsterniedrigung durch die Sünde ausharrt, sich der Gnade Gottes überläßt und schließlich den Tod um Gotteswillen bewußt und freiwillig hinnimmt. Es war wohl nicht ohne Bedeutung, daß man in diesem Bezirk immer wieder den Namen Graham Greenes nannte. Die Themen der vorhergehenden Abende wurden erneut aufgegriffen, diesmal am lebendigen Beispiel konkretisiert.

Das Thema des sechsten Abends, ob Persönlichkeit heute noch möglich sei, war im Grunde vorweggenommen.

Dagegen führte der Samstagnachmittag, wie der Sonntag sehr stark besucht, einen wichtigen Schritt weiter: Wie ist das Verhältnis des Menschen zu Gott, der ihn erschaffen, der ihm seine Gnade schenkt, der ihm sein Gesetz auferlegt? „Theologie des Kreuzes, Theologie der Glorie“. Stanislaus Fumet und P. Daniélou S. J. waren die bedeutendsten Redner dieser Veranstaltung. Bei dem einen spürte man die Reife des Alters, beim ändern das Feuer einer ungebrochenen Jugend. Aber ihre Ausführungen deckten sich: Der Mensch zwischen Angezogenwerden von Gott und Widerstreben hin- und hergerissen, das Kreuz sein Los, unabwendbar, aber als etwas, das seine Zustimmung verlangt und sich dann „als der Schatten der Glorie auf der Erde“ erweisen wird. Léon Bloy, Ernest Hello wurden genannt — wie hätten sie auch fehlen können bei einem solchen Gespräch in Frankreich! — Der

Vergleich wurde nicht gezogen, aber unwillkürlich gingen die Gedanken von Bloy zu Graham Greene „Der Verzweifelte“ und der „Schnapspriester“ — es wäre viel dazu zu sagen!

In der Schlußversammlung am Sonntag, die den Großen Pleyelsaal bis zum letzten Platz und darüber hinaus füllte, die Jacques Madaule präsiidierte und wo der Erzbischof von Paris zum ersten Mal in der Öffentlichkeit sprach (gut sprach), hat neben je einem Vertreter aus Spanien, Italien, England Walter Dirks für Deutschland gesprochen, sehr warm aufgenommen. Er fand das Verbindende in dem gemeinsamen Bemühen der beiden Länder, aus mancher Schuld heraus (unsere die größere!) in eine neue Zukunft zu gehen, die nur mit der Gnade aus der Kraft Christi geschaffen werden könne. Als Bannerträgerin wurde von ihm Jeanne d'Arc angerufen.

Das letzte und tiefste Wort wurde von dem greisen Paul Claudel gesprochen. Er fand die Synthese: Menschentum und Christentum sind keine Gegensätze. Nichts gibt es im Menschlichen, das nicht im Christlichen sein könnte. Denn das Wesen des Menschen ist Sein — nicht Scheinen, die Sünde aber ist Nicht-Sein. Die Erbsünde ist auszulöschen und das ganze Menschsein wiederherzustellen. Christentum — „was mehr menschlich in uns ist als wir selbst“. Aber das zu realisieren vermögen wir nicht ohne Gottes Weisheit, die zugleich Gnade ist. (Darum nennen wir die Gnadenvolle „Sitz der Weisheit“.) Diese Weisheit Gottes gab uns das Gesetz, dem wir unterworfen sind. Aber nicht in Strenge. Denn sie spricht zu uns: „Mein Kind, gib mir dein Herz!“

Klara Maria Faßbinder

Sind die Ernsten Bibelforscher ernst zu nehmen?

Als der zwanzigjährige Kaufmann Charles Taze Russell 1872 in Allegheny bei Pittsburg im Staate Pennsylvanien einen Kreis von Gleichgesinnten sam-